

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital
© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany
ISBN 978-3-596-31681-6

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

Mary Flanagan

B ö s e E n g e l

Roman

Aus dem Englischen

von Anne Steeb-Müller und Bernd Müller

Wolfgang Krüger Verlag

Mit Dank an
Kenneth Lapidés, New York City,
und John und Frances Nesbitt
aus Newmarket, New Hampshire

Die englische Originalausgabe erschien 1991
unter dem Titel ›Rose Reason‹ im
Verlag Bloomsbury Publishing Ltd., London
© 1987 by Mary Flanagan
Deutsche Ausgabe:
© 1994 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Umschlaggestaltung: Buchholz/Hinsch/Hensing
Satz: Wagner GmbH, Nördlingen
Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 1994
ISBN 3-8105-0629-X

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier

»Und es gibt Dinge, die nicht von Vorteil sein mögen,
und dennoch nenne ich sie gut.«

Plato, *Protagoras*

Für Michael Bleich
1942–1963

Ich habe versprochen, alles zu beichten, daher muß ich dir wohl von der echten Rose erzählen. Die echte Rose kam mitten im Schuljahr in meine Klasse, und das war ungewöhnlich. Sie kam im März, als der Boden kahl war und der Spielplatz unsere gefrorenen Fußspuren als Fossil bewahrte. Sie war ein Jahr zurückversetzt worden, weil Schwester Mildred gesagt hatte, sie sei nicht reif genug für die vierte Klasse. 1952 gab es noch keinen Nachhilfeunterricht im Lesen. Kinder hatten keine Lernprobleme, sie waren dumm. Und Rose konnte kaum buchstabieren.

Aber darauf kam es uns nicht an. Worauf es uns ankam, war, daß sie schwarzes Haar und veilchenblaue Augen hatte und daß sich über ihren hohen Wangenknochen überlange, dunkle Wimpern bogen. Ihr Vater war aus Lowell herversetzt worden, oder vielleicht gab es auch andere Gründe, warum die Familie nach Kittery gezogen war. Sie hatte keine Verwandten in der Stadt. Niemand hatte je von ihr gehört. Roses veilchenäugige Mutter war schwanger, und sie hatte eine ältere Schwester, die nicht so hübsch war, aber eine gewisse lässige Eleganz besaß. Das alles machte Rose um so rätselhafter. Es war ihre Rätselhaftigkeit, auf die es ankam.

Am Morgen ihres ersten Schultags stand sie allein auf der Mädchenseite des Spielplatzes und beobachtete uns schüchtern und trotzig, während wir mit unseren Schottenröcken über den Skihosen und roten Gummistiefeln auf sie zuingen. Wir rückten schweigend näher. Selbst ich, die ich keiner Clique angehörte und beim Baseball nie in eine Mannschaft gewählt wurde, selbst ich durfte an dieser Zusammenrottung teilnehmen. Wir hatten nicht etwa geplant, ihr so

entgegenzutreten. Niemand hatte vorgeschlagen, daß wir sie umzingeln sollten. Aber auf einmal taten wir genau das, taten es, als stünden wir im Bann einer Macht, die wie der Frühling nicht aufzuhalten war. Wir gierten nach ihr. Wir gingen auf sie zu, näher und immer näher. Niemand sagte etwas. Wir begannen den Kreis zu schließen, deren Mittelpunkt sie war.

Sie wich zurück, machte auf dem Absatz kehrt und rannte los. Wir staunten. Noch nie hatten wir ein Mädchen so schnell rennen gesehen. Sie lief wie ein Reh. Wie ein Tier wirkte sie, und doch unnatürlich. In einem Nu hatte sie den Hof überquert und die Anhöhe erklommen. Wir folgten ihr, rannten mit aller Kraft, aber ohne jegliche Hoffnung, sie einzuholen. (Was wir getan hätten, wenn es uns gelungen wäre, sie einzufangen, bedachten wir nicht.) Am Zaun wandte sie sich nach links in Richtung Gehsteig, während wir ihr stumm wie in einem alten Film hinterherjagten. Keine Rufe, kein Lachen. Nur das Geräusch unseres Atems und unserer zweiundzwanzig Stiefel auf dem hartgefrorenen Boden.

Wir hatten sie dreimal um den Spielplatz gehetzt, ehe Schwester Richard energisch einschritt und mit einer Heftigkeit ihre Glocke läutete, die uns jäh innehalten ließ.

»So benehmen sich junge Damen nicht«, sagte Schwester Richard.

Am Nachmittag nach der Schule warteten wir bis nach dem Abbiegen in die Water Street, wohin uns die Blicke der Nonnen nicht folgen konnten. Dann setzten wir die Jagd auf Rose fort. Wir hetzten sie die Hauptstraße hinauf, am Kanal entlang, vorbei an der Fabrik mit den Fenstern, die wie blinde Augen in einem Horror-Comic das Sonnenlicht reflektierten und zu gefährlich waren, um direkt hineinzublicken. An den Ahornbäumen hingen noch einige tote Blätter, die raschelten, als wir vorbeigerannt kamen; sie schimpften über unsere Verfolgungsjagd.

Rose war uns bis zu der Holzhaussiedlung, in der sie wohnte, weit voraus. Wir blieben auf der Straße stehen und sahen zu, wie sie immer zwei wackelige Stufen auf einmal nahm und die Vordertür

krachend hinter ihr ins Schloß fiel. Wie die Katzen verharren wir und blickten sehnsüchtig unserer entgangenen Beute nach.

Drei Monate war es jeden Tag das gleiche. Wir jagten Rose um den Schulhof, bis die Nonnen uns Einhalt geboten. Nach der Schule jagten wir sie nach Hause. Ihre Mutter beschwerte sich, aber das half nichts.

Wir verfolgten sie bei jeder Witterung. Sie redete nie mit uns, obwohl wir pausenlos von ihr redeten, über ihre Vergangenheit spekulierten und von heftiger Freundschaft träumten. Nie dagegen stellten wir die Frage, warum wir sie verfolgten. Sie gehörte einfach zu denen, die immer auf der Flucht sind, zu denen, die uns immer ausweichen, die sich dorthin flüchten, wo es mehr Platz, frischere Luft, intensivere Farben gibt, weit weg von unseren obszön forschenden Blicken, unserer faden Sehnsucht.

Die Sommerferien kamen, und damit all das, wovon ich dir berichten will. Ich wurde ins Landesinnere verbannt und der Obhut meiner Tante Bernie anvertraut. Ich vergaß Rose, oder vielmehr verschwand sie jenseits meines Gedankenhorizonts. Eine Weile hielt sie sich noch in der dunkleren Hälfte meines Bewußtseins, und auf einmal war sie wieder da. Ich fand sie, als ich zur Streiterin Christi wurde und der Bischof Gott und der Welt verkündete, daß fortan ich und nicht sie die echte Rose sei, so als könne ich sie, indem ich ihren Namen annahm, endlich einfangen.

Ich weiß, was du sagen willst. Daß ich ihre Seele gestohlen hätte. Und wie recht du hast. Dies war das erste von vielen Verbrechen und vermutlich der Grund dafür, daß mein Leben die falsche Richtung genommen hat. Jetzt weißt du Bescheid. Du bist der einzige, dem ich mich anvertrauen kann. Du kennst mein Geheimnis, ich habe es dir verraten. Und wer das Geheimnis kennt, hat die Macht.

Erster Teil

1 D a m a l s

Kindheit ist ein harmloses Fieber. Ein Heilmittel dagegen fällt uns nicht ein, weil wir nur die Gegenwart haben und ein wenig unmittelbare Vergangenheit. Ich weiß, daß mir, weil ich ein Kind bin, etwas fehlt, das behoben oder korrigiert werden muß. Ich vertraue auf meine Eltern, daß sie mich kurieren. Wann oder wie sie das bewerkstelligen werden, weiß ich nicht, nur daß sie die Macht haben. Ich liebe ihre Macht, die Krankheit zu heilen, von der ich nicht einmal weiß, daß ich sie habe. Und ich liebe meine Krankheit.

In dem Haus an der Black Water Road sind die Laken klamm, und die Luft ist bunt. Es ist echte Luft, die Reibung erzeugt und widersteht, wenn man sich hindurchbewegt. Wir leben in Meeresnähe, wenn auch nicht am Meer. Es sind nur anderthalb Kilometer bis Seapoint, wo die Leute hinfahren, um Seetang für ihre Gemüsegärten zu sammeln. Im April und November gibt es hier Nebel, der morgens beim Aufwachen ein unwirkliches und zugleich sicheres Gefühl in mir hervorruft. Ich befinde mich in einer Welt, die mich festhält. Zum einzigen Mal in meinem Leben wohne ich nicht in einer Stadt.

Sonntags im Sommer fahren wir an den Strand, in einem Konvoi aus fünf Autos, vollgestopft mit den Verwandten meiner Mutter, den Noonans. Ich spiele den ganzen Nachmittag über mit meinen Vettern und Basen im Sand von Old Orchard oder Rye. Am Abend, wenn mein Vater von der Arbeit kommt, sprengt er den Rasen, und ich renne quietschend durch den Sprühregen. Ich esse schüsselweise Heidelbeeren mit Milch und in Zucker getauchte rohe Rhabarberstengel. Der Vorgarten ist mit Houstonien übersät, die so winzig sind, daß man die einzelnen blauen Blüten nicht erkennen kann, es sei

denn, man läßt sich auf Händen und Knien nieder. Ich vergrabe mein Gesicht darin. Ihre Stiele sind nadeldünn. Ich bringe Stunden damit zu, sie einzeln zu pflücken und Puppensträuße zu binden. Im Herbst springe ich mitten in die Blätterhaufen, die meine Mutter auf dem Rasen zusammengereicht hat. Ich sehe zu, wie die Asche eines herbstlichen Feuers aufwirbelt und langsam niedersinkt. Der Winter ist die längste Jahreszeit. Wir haben über einen Meter Schnee, der hier aber schneller schmilzt als im Landesinneren. Im Wald hinter dem Haus stehen Zuckerahorne, an deren Stämmen Blecheimer hängen. Die Eiszapfen an ihren Ästen sind voller Saft und schmecken süß, wenn man sie lutscht. Kostenlose Lutscher allenthalben. Mit drei Jahren lerne ich Schlittschuhlaufen. Mein Vater schnallt mir ein Paar Doppelkufen unter, stellt mich aufs Eis und sagt: »Auf, Kleines.« Er versetzt mir einen Stoß, und ich sause los, völlig außer Kontrolle. Ich flitze über die gefrorene Wasserfläche des Black Pond und lande als rundliches, erstauntes Häuflein in einer Schneewehe. In Long Swamp ist unter dem klaren jungfräulichen Eis das anmutige Gewirr der toten Gräser und Schilfstengel zu erkennen. Es ist wunderbar, der erste Schlittschuhläufer zu sein, der darauf die Zickzackspuren seiner Kufen hinterläßt. Wenn es sehr kalt ist, wärmt Nora, meine Mutter, mir die Unterwäsche auf der Ofentür vor, und ich ziehe mich in der Küche an. Bei Schneewetter warten sie und ich morgens am Radioapparat, um zu hören, in welchen Schulen der Unterricht ausfällt. Wenn dann der Name St. Joseph fällt, lächeln wir einander zu.

Drunten im Keller ist Foxie wieder einmal Mutter geworden. Ich habe ihr einen Karton hingestellt und ihn mit einer alten Wolledecke ausgelegt. Während sie ihre sieben Kinder säugt, schnurrt sie zufrieden und blickt dabei mit ihren großen goldenen Augen zu mir auf. Meine Mutter sagt, daß wir auf keinen Fall alle Kätzchen behalten können. Sie erwartet von mir, daß ich ihr antworte oder sonstwie meine Zustimmung zu erkennen gebe, aber ich weigere mich, darauf einzugehen, und tue so, als hätte ich sie nicht gehört.

In unserer Wohnstube ist in der großen Schublade des Musikschanks, der höher ist als ich, ein Plattenspieler versteckt. Meine

Eltern haben eine Sammlung 78er-Platten, darunter »Geschichten aus dem Wienerwald« und alles von den Ink Spots und Bob Crosby und den Bobcats. Spätabends höre ich die Schallplatten spielen. Die Musik vermischt sich mit den Lauten des Regens und manchmal mit dem Pfeifen eines Zuges. Ich höre meine Eltern lachen. Sie tanzen zu den Klängen von »If I Didn't Care«. Manchmal tanzt mein Vater mit mir. Er nimmt meine Hand und hält sie mit ausgestrecktem Arm weit von unseren Körpern weg; den anderen Arm legt er mir um den Po. Er schwenkt herum und dreht sich und drückt meine Wange an die seine und verlagert auf seinen langen Sprinterbeinen immer wieder das Gewicht. Dann wirbelt er mich ganz schnell herum, so daß ich mich festhalten und versuchen muß, mich auf das Bild von Roosevelt zu konzentrieren, das über der Couch hängt, oder auf die kleine Bulldogge aus Steingut mit dem roten Halsband, die die Flurtür offenhält.

Mein Vater heißt Gabriel, wird aber Vincent genannt, oder vielmehr Vinnie. Niemand hat mir je mitgeteilt, daß Vinnie Mullen ein Star ist. Aber ich bin mir dessen gewiß und erhalte jeden Tag neue Beweise. Ich kriege sie nebenbei, aus dem Augenwinkel mit: die Sorgfalt, mit der meine Mutter ihm das Abendessen zubereitet und serviert, mit der sie seine Hemden bügelt; die Art, wie Tante Bernie und Tante Bea ihn mit stummem Stolz anblicken, als könnten sie sich nicht sattsehen an ihm; die Art, wie seine Freunde Russ und Eddie ihn mit scherzhaftem, aber ernstgemeintem Respekt ansprechen; die Kommentare darüber, wie er Prüfungen besteht und auf der Marine werft befördert wird; sein Name in der Zeitung, gedruckt in Lettern, die ich noch nicht lesen kann; das Foto an der Wohnzimmerwand, das ihn zeigt, wie er den Preis der Highschool von Florence im Vierhundertmeterlauf entgegennimmt. Er ist nicht mehr so schlank wie damals, weil er zu gern gebackene Muscheln mit Remouladensoße ißt und reichlich Bier trinkt. Er ißt, wie ich ihn meine Mutter habe küssen sehen – gierig und mit soviel Körpereinsatz, daß ich verlegen werde und den Blick abwenden muß. Ich selbst habe nicht viel übrig fürs Essen, außer für Butterbrote, die mit Zucker bestreut und zu